



## Die Erstbesteigung des Ancohuma.

In das Wunderland Südamerikas führt uns das soeben im Verlage Strecker und Schröder in Stuttgart unter dem Titel „Im dunkelsten Bolivien“ erschienene, reich bebilderte Buch von Rudolf Dienst (Preis 8 Mark). Wir finden den Verfasser im geheimnisvollen Dufte der tropischen Urwälder, wandern mit ihm über die 1000 Meter hoch gelegene Pampa und begleiten ihn mit noch drei deutschen Bergsteigern auf vorher nie bestiegene Nordflankengipfel, die bis zu 6000 Meter über dem Meere liegen und alpine Höchstleistungen erfordern, die denen der englischen Mount Everest-Expedition keineswegs nachstehen. Die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten gibt ein kurzer Ausschnitt aus dem Buche anschaulich wieder.

Nur zu schnell verging der Tag. Die Nacht kam und mit ihr der Frost. Auf dem nassen Boden ausgestreckt verfrachten wir noch ein Weilchen zu schlafen, aber bald trieb uns der eisige Wind hoch.

Still und gedrückt trafen wir die letzten Vorbereitungen. Ganz anders als heute früh bei klarem Sonnenschein nahm sich jetzt unser Vorhaben aus. Es war doch ein eignes Ding, in der Dunkelheit, bei dem starken Wind und der Kälte, zu zweit nur den Ganga über die ungeheuren Gletscher anzutreten. Die Fleisch-Lieferanten waren uns gar nicht auf bekommen, beide fühlten wir Magenbeschwerden.

Schauend unter den Windstößen legen wir das Seil an, klettern den Fels hinab auf den Gletscher. Die langsame, gemessene Bewegung aufwärts, immer aufwärts, bringt Befriedigung. Neber uns steht der Mond, erleuchtet mit seinem silbernen Licht die weißen Salben der Berge, die unnahbar in kaltem Stolz das Tal einschließen. Unzählige Diamanten glitzern im Schnee.

Welch unfinniger Gedanke, abends um sieben Uhr, im Juni, dem kältesten Monat, zur Besteigung des höchsten Berges in Bolivien aufzubrechen! Das Schmelzen des Todes bedrückt mir die Brust. Ist es ein Traum oder ist es Wirklichkeit? Bin ich es, der hier die müden Glieder den Gletscher hinaufschleibt, oder ist es eine zu ewiger Unrast verdammte Seele, die mit unruhigem Klugegeschlag die schneeigen Gänge umflattert? Wie est laa mir in dieser ersten münd-

lich langen Stunde der nächtlichen Wanderung der Ruf auf den Lippen: „Rehren wir um! Wozu das alles? Unmöglich wird es sein, der Kälte oben zu widerstehen!“ Aber im letzten Augenblick erstirbt mir immer das Wort auf der Zunge. Was erwannen wir auch, wenn wir uns jetzt abwärts wendeten? Nichts! Wir haben unsere Schiffe verbrannt. Die Träger nahmen die wärmenden Decken mit ins Tal, die Lebensmittel sind zu Ende. Eine Klische mit Kakao, etwas Schokolade, Keks und Coca ist alles, was wir mit uns führen. Auf jeden Fall gäbe es eine schlechte Nacht. Besser also versuchen, den Gipfel zu erreichen! Vorwärts, in Bewegung bleiben! Sonst bringt der kalte Wind die Glieder zum Erstarren.

Und dann erstirbt all das Drängen und Kraxeln in der Einlösigkeit der Wanderung. Mit langsam abgemessenem Schritt, mechanisch heben sich die Beine aus dem Schnee. Mechanisch steigen wir in die Höhe, immer in der Mitte des Gletschers. Später schwenken wir hinüber auf die linke Talseite. Der Wind wird immer stärker. Er seufzt und stöhnt — unheimlich in langgezogenen Tönen, auf- und absteigend, doch immer lauter und wilder singt er uns sein nächtlich Lied. Wie ein Bann legt sich die Unendlichkeit der Eiswüste, die Einsamkeit auf uns. — Trotzdem wir unausgesetzt weiterstreben, fühlen wir, wie langsam die Glieder erstarren; der Frost hat uns bis zum Mark durchkältet. Aber immer vorwärts, immer hinauf! Auf's neue ist in uns der Wunsch erwacht, zu fliegen, die Spitze zu erreichen — als Erste — den Punkt, den nie vorher ein menschliches Wesen betrat.

Für kurze Minuten leben wir uns im Schutze eines großen Eisblocks nieder. Aber dann weicht uns die Kälte weiter, der fürchterliche Wind, der die Gedanken im Hirn erstarren läßt, bis nur noch ein Ziel wie in Zorn armehelst bleibt: Hinauf!

Utmühtlich erklimmt der Mond seinen höchsten Punkt und neigt sich auf seiner Bahn gen Westen. Soll diese nächtliche Wanderung nie ein Ende nehmen? Sind wir verurteilt, hier oben in der Eindr. vor Kälte zu sterben? Nur automatenhaft noch setzt sich ein Fuß vor den anderen.

Die Uhr zeigt beinahe eins. Wir sind am Paß. Zu unseren Füßen wieder die weite Schneefläche, die unheimlich im Mondschein und

Zernengejankel glitzernden unzähligen Gipfeln — gen Süden schwarz, unheimlich dunkel die Buna. Kein Lichtlein durchdringt mit tröstlichem Strahl die feindliche Nacht, zu stärken die zwei einsamen Wanderer, die, abgetrennt von aller Verbindung mit dem Menschen-geschlecht, da oben stehen.

Mit unheimlicher Wut fällt uns der Wind an. Unbezwingliche Mädiakheit übermann mich. Ausstrecken möchte ich mich und schlafen, träumen von grünen, lachenden Landschaften und den Schnee veratmen, die Kälte, den Sturm, der hochlachend uns bedrängt, dem Abgrund austöft.

Höchste Zeit ist es, einen Ort zu finden, wo wir uns vor dem Wind schützen, ein paar Stunden ausruhen können!

Ein großer Schrund zur Linken zieht unsere Aufmerksamkeit an. Wir kriechen hinüber und dringen nach einigen vergeblichen Versuchen durch eine Art Tunnel ins Innere des Gletschers ein. Eine kleine Höhle tut sich auf, ein Vorsprung lädt zum Sitzen ein. Die steigeisenbewehrten Füße an die gegenüberliegende Wand, den Rücken an das Todeskälte ausströmende blaue Eis anstemsend, sitzen wir da — zu unseren Füßen schwarz nähennd den halb schneefüberdeckten Schrund.

Am ersten Augenblick fühlen wir uns beinahe behaglich. Vollkommen vor dem Wind geschützt, hören wir mit einem kleinen Scheln der Zufriedenheit an, wie es draußen stöhnt und klagt, wie die Windstöße herabrausen, in ohnmächtigen Tönen an unserem Kopf zerschellen.

Dann sinkt der Kopf auf die Brust. So müde sind wir, daß wir trotz der Unsicherheit der Lage für kurze Augenblicke einschummern, um mit einem Ruck wieder aufzufahren, selbst erstaunt, daß wir während des Schlafes nicht vom lustigen Sitz fielen.

Die Uhr zeigt fünf ein Viertel. Noch eine Stunde, und die Sonne wird kommen, das Licht, die Wärme. Allein die Kälte wird immer stärker, durchdringender. Von der Eiswand, an die gelehnt wir dastehen, geht ein so tödlich erstarrender Frost aus, daß es nicht möglich ist, unbeweglich zu bleiben. Wie schlagen uns gegenseitig den Rücken mit den Händen, kopfen die Schenkel, die Füße mit den Knäulen, dem Pödel. Es hilft nichts. Langsam kriecht die Kälte von den Beinen in die Höhe. Vor kurzen Monden erst streich ich aus der dampfenden Treibhausatmosphäre

der bolivianischen Tiefen wieder nach La Paz hinauf. Zu groß ist der Unterschied! — Wir zählen die Minuten. — Wird diese Nacht nie ein Ende nehmen...?

Endlich erscheint drinnen ein schwaches graues Licht, dringt in die Höhle herein, erleuchtet die azimutalen blauen Eiswände. — Jetzt muß doch die Sonne kommen, das Leben! Aber das Licht drinnen bleibt grau, der Tag erhebt sich nicht. Dichter Nebel bedeckt die kalten, der Berge — aus vollen Lungen bläst der Wind, dicke Wolken japanischen Schnees hüllen alles in ihre Schleier.

Wir halten die Mälte nicht mehr aus! Wir müssen uns bewegen, sonst bleiben wir für immer erstarrt in dieser Eishöhle!

Hinaus! Nichts zu leben! Gleich einer Wand erhebt sich das einfarbige Grau des Nebels vor uns, hüllt alles in unsicheres Licht. In einem Augenblick läßt uns der Wind betari erstarren, doch wir froh sind, von neuem in der Höhle unterdrücken zu können.

Frostschauernd warten wir eine Viertelstunde. Dann wieder hinaus — mit demselben Ergebnis. Wieder müssen wir uns in die Höhle flüchten. Unmöglich ist es, dem Wind zu trotzen.

Beim dritten Ausfall aus unserem Zufluchtsort hat sich der Nebel ein wenig gehoben. Die Umrisse der nächsten Berge werden schattenhaft sichtbar.

Also vorwärts! Den Kamm, der sich vom Paz nach Norden hinanzieht, versuche ich, in unseren alten, noch teilweise sichtbaren Anstiegen hinaufzusteigen, doch der Sturm stößt mich beinahe in den Abgrund. Bei dem Wind kommen wir nicht hinauf, sage ich zu Schulze.

Doch er ist anderer Meinung. Am Hang versucht er in die Höhe zu kommen, wo die Gefahr, hinabzugesinken zu werden, geringer ist. Wegen dem Wind gestemmt erheben wir uns, drehen um eine Ecke des Berges, stehen auf der Ostseite. Hier erreicht uns der Sturm nicht. Die Sonne hat die winterlichen Krühennebel beseitigt, empfängt uns mit wärmenden Strahlen. Schneller pulst das Blut wieder durch die Adern. Mit der Wärme kehrt die Unternehmungslust zurück; als erster steige ich die Wand zum Hautana hinan. Immer mehr flaut der Wind ab, und schon stehen wir zum zweitenmal auf dem Gipfel des Hautana, — kaum hundertfünfzig Meter tiefer als der Ancobuma.

Zu dem Einschnitt hinab! Meinen Rucksack nehme ich auf, und anstatt den zweiten Vorbundel des Ancobuma anzuhaken. Schwanken wir in die Ebene des arroken Plateaus auf der Westseite des Berges hinaus. Neukerst weich ist der Schnee. Während drei unendlich mühsamer Stunden bricht Schulze Bahn durch das trügerische weiße Element. Am Mittag sind wir endlich am Fuß des Ancobuma.

Auf eine Stunde berechnen wir den Rest der Besteigung, lassen Rucksack und alles Ueberflüssige im Schnee, nehmen nur den Kodak, Aneroid, Kompaß usw. mit.

Die Neiguna des Westhanges des Ancobuma dürfte kaum dreißig Grad überschreiten, aber trotzdem erheben wir uns sehr langsam. Die durch die Höhe, die verdünnte Luft, die starke Sonnenbestrahlung hervorgerufene Müdigkeit macht sich wieder fühlbar. Die Stunden vergehen, schneckenleich nur nähern wir uns dem Gipfel. Schulzes Augen sind der ungeheuren Blendung der weissen Schneeflächen nicht mehr gewachsen — er fühlt sich unwohl; von der Stelle ab, wo wir die Rucksacke zurückgelassen haben, ist die Reihe an mir, vorzugehen.

Weltaus unterschätzt haben wir den Höhenunterschied, der uns vom Gipfel trennt. Nur Schritt für Schritt kämpfen wir dem Berg die Neiguna ab. — Zum erstenmal auf allen unseren Touren sehe ich Schulze matt in den Schnee sinken. „Kommen wir hinauf?“ fragte er angriffswillig. „Und wenn's Mitternacht wird“, antwortete ich.

In einer Hand den Bidel, in der anderen den leichten Bambusstab, den wir von unten heraufgebracht, und der als Rahnenstange dienen soll, ziehe und schiebe ich mich mehr mit Armkraft als mit der Arbeit der Beinmuskeln hinauf. (Das Gehen mit zwei Stäben wurde in der Schweiz auch bei Sommertouren schon in früheren Jahren des öfteren empfohlen, da beide Arme hierdurch vom Körper entfernt bleiben, und weder Lunge noch Herz durch die niederhängenden Arme beschwert werden.)

Um drei Uhr sind wir endlich in der Scharte, südlich unterhalb des Gipfels, der sich gleich einem runden Dom über uns erhebt — rechts zu unseren Füßen der steil ansteigende Grat, an dessen Fuß wir vor zwei Tagen fehrnachten. Eine kleine Vorspitze am Osten, zu der ein haarfeiner Grat hinaufführt, zieht ihrer Lustigkeit wegen unsere Aufmerksamkeit für einen Augenblick an. Dann streben wir unter möglichster Ausnutzung der vom Wind gehärteten Schneeschilder dem Gipfel zu. Der Schnee ist an manchen Stellen weich und pulverig, allein

die Schneeschilder helfen uns weiter, sonst hätten wir vielleicht noch an dieser Stelle den Kampf aufgeben müssen.

Am 11. Juni 1919, um drei Viertel vier Uhr nachmittags, stehen wir endlich auf dem Gipfel des höchsten Berges von Bolivien, an dem so viele andere in ihren Besteigungsversuchen gescheitert waren.

Nasender Sturm empfängt uns. Noch verteidigt sich der Ancobuma, will die Eindringlinge in den Abgrund werfen. Ein Wind von unaläublicher Stärke fällt uns an.

Mit frosterhartten Händen pflanzen wir den Fahnensock auf, binden unsere kleine Kabine an. Ein Wildausnahme nach Norden zu, wo der vielzadige, langgestreckte Mambo sich erhebt, und eine nach Süden auf den Gipfel des Hautana. Mit peinlicher Aufmerksamkeit lesen wir Barometer und Thermometer ab. Einige Beikungen, ein Blick auf die runde Kuppe des Gipfels, die gänzlich verschieden von dem scharfen Grat des Mlimani, der seinen Schneide des Caca-Nea ist. Den Kamm, der in allmählicher Verengung nach Sorata hinabführt, schweift das Auge entlang, doch dann müssen wir uns sofort an den Abstieg machen. Wir sind schon ganz erstarrt. Nur wenige Minuten duldet uns der Ancobuma auf seinem Scheitel. Zu schnell müssen wir den Gipfel verlassen, dessen Bewingung uns so viele Opfer, so viele Mühe gekostet.

### Die Nähterin.

Von Svatopluk Cech.

Svatopluk Cech, geboren 1846, gestorben 1908, einer der bedeutendsten Dichter des tschechischen Volkes mit stark sozialer Tendenz. Seine gesammelten Werke zählen über 30 Bände.

Lechter Sonne Prangen  
Dringt durchs Fenster ein,  
Weht um Mädchens Wangen  
Gold'nen Heiligenschein.

Draußen liegt der Abend  
Mit dem Tag im Streit,  
Sie näht, acht nicht habend,  
Einer Brant das Kleid.

Näht mit Fingern wunden,  
Und gesenktem Blick  
Lichtlos trübe Stunden  
Für ein fremdes Glück.

Schwälbchen zwitschern heiter  
Draußen im Gesild,  
Sie horcht auf — näht weiter,  
Tan ihr Aug' erfüllt.

### Die Ameise auf Höhe 60.

Von G. Beyer.

Die reizende Engländerin steigt aus dem Auto der Blue-Ocean-Gesellschaft. „O John“, sagt sie mit schmelzendem Blicke. Der Bräutigam reicht ihr die Hand. Sie zeigt die feinsten Seidenstrümpfe an den Beinen, die Schuhe sind aus schwarz- und weißüberkreuzten Lederriemen geflochten. Dann springt sie herab und schmiegt sich an ihn.

Das Auto hält an einem elenden Hänschen. „Wirtschaft zur Höhe 60“. Es ist ganz neu, mit einem grellen roten Dach wie seine wenigen Nachbarn, die zusammen das neuaufgebaute Dorf Jillebete in Westlandern bilden. Ringsumher hat die geschändete Erde, auf der jahrelang Minen und Granaten tanzten und zerplatzten, wieder einen schmalen grünen Kamm

besonnen. Kein Baum, soweit der Blick reicht bis hinüber nach Ypern. Die zerfallene Luchhalle ragt wie ein Zahn aus dem zerfallenen Mund einer alten Frau in den Sommertag. Ein paar Kartoffeläcker, einige Biegen mit scheuen Augen am Straßenrand.

Die ganze Gesellschaft steigt mit dem Führer einen schmalen Weg hinan zu einer zerwühlten, zerhackten Bodenwelle, die in den Seeresberichten auf beiden Seiten unzählige Male „Höhe 60“ genannt worden ist. Meine Pady balanciert mit ihrem John, fröhlich lächelnd, wenn sie strauchelt, auf den schmalen Graten zwischen den ungeheuren Trichtern, die Minen und schwere Geschäfte in die Erde gerissen haben. Ein gekrümmtes, kilometerbreites Sieb! In einem Loche liegt eine mit gelbem Sand umkrustete Bombe, weiter drüben ein Stachel-drahtbündel. Die Damen heben sich Souvenirs in Gestalt von kräftigen Granatplittern vom Boden auf und stecken sie in die Handtasche. Nachher stehen sie mit kummervollem Gesicht vor den beiden englischen Soldatendenkmälern aus weißem Sandstein, die von Opfern bei den Kämpfen um die Höhe berichten. Drüben, jenseits des Bahndammes liegt ein kleiner Teich, ganz tief im Boden, rund und trümmertisch. Der blaue Himmel spiegelt sich im Wasser. Das Werk einer Mine! Mit Hunderten von Kubikmetern Erde und Hunderte von Menschenleibern in die Luft geflogen. Der Führer erzählt Kriegsgeschichten: an dieser Stelle hätten eine englische Bäckerei und ein Hospital gestanden, und 300 Verwundete seien bei der nächtlichen Explosion ums Leben gekommen. „O John“, haucht es hinter mir.

Aber das ist nicht das Furchtbarste dieses Nachmittags: ich sehe, daß überall tief in den Löchern dieses grauenvollen Siebes Ameisen-Menschen stecken und emsig arbeiten. Was finden sie hier, jeden Tag, jede Stunde? Soldatenhelme mit preussischen Adlern und Inschriften „Mit Gott für König und Vaterland“ aus den ersten Kriegsjahren. Offiziersdegen, Seitengewehre, Patronen, Hals und ganz zerplatzte Granaten, Taschenmesser, Uniformknöpfe, Geldmünzen mit edler Patina. Sie graben in flei-

1811.

Aus dem Drama „Napoleon“.

Von Wilhelm Speyer.

nen Gesellschaften, anscheinend in ganz exakter Arbeitsteilung, und die Beute legen sie in Haufen an die Trichterränder. Mit Holzkreuzen markieren sie sich den Weg der Spaten. Sie stoßen auf Knochen, vermoderte Uniformteile. Junge Burschen rauchen schwitzend Zigaretten, während sie den vom Blut zusammengebackenen Sand zerteilen. Diese Menschen leben von den metallischen Abfällen des Mordens. Auf dem Wege von der Höhe zum Dorfe hinunter sitzen sie, proletarische, vergrämte Männer, Frauen und Kinder. Auf der Erde oder auf Holzstäben stellen sie das rostende, zerfallende Gerümpel zum Verkauf. Angeblich deutsche Offiziershelme sind Bruntstücke. Sie stehen hoch im Preise. Jeden Tag kommen Dugende von englischen Autos aus Brüssel, Antwerpen, Brügge, Ostende, Blankenberghe mit hochgeladener Menschenfracht über die einstige Meerfront hierher. Andenken an die „Battlegrounds“ — für die Vitrine oder über den Divan. Der Boden ist ergiebig, denn diese ganze breite Höhe 60 feet noch für viele Jahre voll von metallischen Dokumenten, daß hier gekämpft und gestorben wurde — zur ruhmvollen Erinnerung für die lebenden Käufer, die einen gut erhaltenen Degen schon für kumpige fünfzwanzig Inflationenfranken erhandeln können.

Der Führer mahnt zur Rückfahrt. Doch zunächst bringt er die ganze Gesellschaft im Eiltempo zur Wirtschaft „Zur Höhe 60“ zurück. Er hat uns eine besondere Sehenswürdigkeit bis zuletzt aufgespart. Er geht in den kleinen Garten am Hause, in dem ein paar armselige Blumen im Winde stehen. Nun hebt er ein Holzbreitchen von einer Grube, wir stützen hinein: eine Sammlung von Menschenknochen, die von den Aedern und Wegen ringsherum stammen. Nein, die Eisenstücke von Zillebeke genügen nicht! Ein Sächgen des grünenden Todes muß die letzte Gegenleistung sein für achtzig Franken, die die Blue-Queen-Gesellschaft von jedem Fahrgast bekommen hat.

Das Auto saust durch das einstige Kampfgelände. Die neuen Gespensterhäuser stehen im fahlen Lande. Dort ein zersprengter Unterstand, dort zerkrümelnde Mauerreste. Man rast durch Langemark, wo die jungen deutschen Freiwilligen zu Tausenden starben. Mit dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles“, wie es damals im Heeresbericht hieß. Soldatenfriedhöfe mit soldatisch geordneten weißen Steinen und Kreuzen leuchten hinter spärlichen Büschen auf. In Poelcapelle das Denkmal des berühmten französischen Fliegers Guynemer und ein riesiger Tank, mitten auf der Straße.

**Gedanken-Splitter.**

Schwer ist die Zeit und wird jeden Tag schwerer. Ich meine nur für das Leben, für das gewöhnliche Erdenleben, daß ein Mann ehrlich sein tägliches Brot gewinne und esse. Ehrlich ist ein hohes Wort und bedeutet sehr viel, viel mehr, als die meisten gewöhnlich da hineinlegen. Es bedeutet nicht bloß, daß einer nicht stehle noch lüge; nein, es bedeutet die schwere Tugend, daß er für das Bedürfnis und die Not des Lebens nie die Erstgeburt des geistigen Adels um ein Gericht Einien verkaufe wie der Gnan weißland, daß er nie das Edle dem Gemeinen, das Hohe dem Niedrigen dienstbar mache, daß er nie und in keinem Augenblick ein Snecht werde.

Ernst Moris Arndt.

Spätnachmittag im Herbst. Straße in der Umgegend von Fontainebleau.

Napoleon in grüner Hofsaguniform. Rechts ein Wald links ein Feld.

Ein Bauer auf dem Feld. Ein Holzfäller im Wald. Ein Steinhauer auf der Straße:

Napoleon: „Für wen zerklößt du Steine?“

Steinhauer: „Für den Kaiser der Franzosen, damit er Wege bauen kann.“

Napoleon: „Für wen legst du die Erde nieder?“

Holzfäller: „Für den Kaiser der Franzosen, damit er Schiffe bauen kann.“

Napoleon: „Für wen pflügst du den Acker um?“

Bauer: „Für den Kaiser der Franzosen, damit er Brot essen kann.“

Napoleon: „Mein Sohn, lebst du gut und würdig von deinem Verdienste?“

Bauer: „Nein.“

Napoleon: „Woran fehlt es dir?“

Bauer: „Immer an 5000 Franken, damit ich meinen Sohn loskaufen kann, daß er nicht nach Rußland zieht.“

Napoleon: „Lebst du gut und würdig, mein Sohn?“

Holzfäller: „Nein.“

Napoleon: „Woran fehlt es dir?“

Holzfäller: „Immer an 5000 Franken, damit ich meinen Sohn loskaufen kann, daß er nicht nach Rußland zieht.“

Napoleon: „Nun? Und du, mein Sohn?“

Steinhauer: „Immer an 5000 Franken, damit ich meinen Sohn von den Soldaten loskaufen kann.“

Bauer: „Mann, der uns fragt, wer bist du?“

Holzfäller: „Sie jagen auf afrikanischen Schimmeln hier im Busch. Bist du von seiner Jagd?“

Steinhauer: „Du trägst einen grünen Rock. Bist du von seiner Garde?“

Napoleon: „Ich bin der Bauer Frankreichs. Der Holzfäller des Abendlandes. Der Steinhauer in die Zukunft.“

Bauer: „Das verstehen wir nicht.“

Napoleon: „Wie ich ein Jüngling war, hab' ich den Pflug geführt wie du, damit Frankreich wieder essen kann. Wie ich ein Mann wurde, habe ich die Wälder des Abendlandes gerodet, damit Europa wieder atmen kann. Wenn ich Greis sein werde, will ich die Steine zerhämmern wie du, damit die Menschheit auf meiner Straße vorwärts marschieren kann.“

Holzfäller: „Das verstehen wir nicht.“

Napoleon: „Meine Kinder, seit Jahrtausenden steht ihr da auf derselben Stelle, pflügend, rohend, Steine zerhämmern! Und seit Jahrtausenden fordern die frechen Könige des Abendlandes eure Söhne zu ihren Kriegen. Ich aber führe euch die letzten Kriege Europas! Nie wieder werden Söhne nach euren Söhnen Soldaten sein! Keine Ausbeutung mehr! Keine Waffe in Europa, nur die des Däters der Pluren!“

Bauer: „Du redest Unsinn — (sieht ihn bedeutungslos an) Kaiser! Solang es einen Pflug für dich und deinesgleichen in meiner Faust gibt, gibst es in deiner Faust den Krieg.“

Holzfäller: „Du redest Unsinn — Kaiser! Solang meine Axt für dich und deinesgleichen in dem Walde erklingt, klingt Haß und Zwietracht von Volk zu Volk.“

Steinhauer: „Unsinn redest du — Kaiser! Solang mein Hammer Weg' hämmert für

deinen und deinesgleichen Soldatenschuh', hämmert die Erde gegen ihr eigenes Herz.“

Napoleon: „Solang ich ein Mann bin, muß ich ein Kaiser des Krieges sein! Meine Väter, zum letztenmal gebt mir eure Kinder! Und gebt mir mit euren Kindern Zeit genug, ein Greis zu werden! Dann sind Frankreich und Deutschland und Italien und Oesterreich und Polen und der Balkan und die Schweiz und Spanien und Portugal und Holland und Skandinavien — sind eines, ein einziges Stück, geschnitten aus der Natur, freisrand, lebendig und ohne Haß!“

Bauer: „Was ist das, wovon du sprichst, Kaiser? Wie nennt man das?“

Napoleon: „Zukunft!“

Bauer: „Du bist ein sehr großer Mensch, Kaiser. Alle sagen es. Deinesgleichen kommt niemals wieder. Deine Zukunft aber — das ist ein Hirngespinnst von euch großen Menschen. Du wirst ein Greis werden wie ich!“

Holzfäller: „Wie hast du das Wort gesprochen: Zukunft? Das ist das Lied, mit dem du deine Zeit einfallen willst. Du wirst aber ein Greis werden wie ich!“

Steinhauer: „Wie hast du es ausgesprochen: Zukunft? Das ist die Menschenfalle, die du auf deinen Schlachtfeldern aufstellt für unsere Söhne. Du wirst aber ein Greis werden wie ich!“

Napoleon: „Ich will nicht ein Greis werden wie ihr! Ich schmiede unsterbliche Einheit durch meine unsterblichen Kriege! Die Milchstraße schreibe meinen Namen an ihre Himmel! Mögen zu jedem Sonnenaufgang meine erzenen Standbilder erklingen, über Völker hinaus, deren Grenzen vermodert sind, über freie Ströme und Meere!“

Bauer (mit Trauer): „Du redest Unsinn, Kaiser. Du bist ein großer General gewesen, und dann bist du ein gewaltiger Konful gewesen. Hand und Fuß hatte da alles, was du tatest. Jetzt aber verstehen wir dich nicht mehr.“

Holzfäller (mit Trauer): „Du hattest auch ein ganz braves Weib. Wir hatten sie recht lieb. Du hast sie verstoßen. In dein Bett hast du die blöde Fürstin aus dem Stamme der türkischen Herren genommen. Jetzt verstehen wir dich nicht mehr.“

Steinhauer (mit Trauer): „Und nun wirst du untergehen.“

Eine Stille.

Bauer: „Es ist jetzt Abend geworden und wir sind recht müde —“

Holzfäller: „Recht müde geworden —“

Steinhauer: „Müde geworden —“

Sie entschwinden in der Dämmerung des Herbstes wie Nebelbilder.

**Sißfugeln.**

Mancherlei Osten gibst, auch ein Osten in Preußen, aber in diesem geht unsere Sonne nicht auf.

Macht dich der Zufall arm, sind hin die politischen Rechte. Nicht was du bist, was du hast, macht dich zum Menschen im Staat.

O, wie schreit ihr so laut, daß das Vaterland in Gefahr ist! Wie patriotisch! und doch — seid ja nur ihr in Gefahr.

Hoffmann von Fallersleben.

## Der Blinde.

Von T. Bläse.

Meine Sonne liegt zerfetzt und blutigrot auf einem Schlachtfeld in Frankreich. Dort fiel ich in einen großen schwarzen Sack, der oben zugebunden wurde, daß kein Lichtstrahl hineinfallen konnte.

Zuerst war es mir immer, als müßte ich ein Feuer anzünden, das die ganze Erde mit allem, was nicht mehr da war, und mich selbst, der allein noch lebte, verzehren sollte. Immer, jeden Atemzug, sah ich einen roten Funken im Dunkel glimmen, der darauf wartete, daß meine Hände ihn forschlenderien. Oft hörte ich schon das Bräseln und Knistern, das Schreien und Weinen, als sei es so weit . . . und mein Herz war voll Freude. Aber einmal scholl in meine Feuerträume eine Stimme anders — leiser und doch lauter als die übrigen, die mich erregten, ängstlich und hilflos . . . die Stimme eines Kindes. Es war nur seine Stimme, bis dann das große Wunder geschah, und ich es sah! Da mußte ich es trösten, bis es nicht mehr weinte. Dann ist der Feuertraum nie wieder gekommen.

Aber immer sah ich von da an ein Kind. Es nahm meine Hand und führte mich. Es lehrte mich sehen und war der einzige Mensch, mit dem ich sprach. Hundert verschiedene Gestalten hatte es. Dann kamen Hände und saßten die meinen, ich fühlte Holz, Stein und Eisen. Das eine war warm, das andere kalt oder es war weich und hart oder spitz und rund. Und dann lernte ich auch mit Menschen wieder reden.

Wenn ich nun manchmal stehen bleibe und an ein Haus mich lehne, merke ich, daß viele mich ansehen; sie wissen alle nicht, daß ich auf eine Frau warte, die mir ein Kind schenken soll. Ich höre auch im lauten Lärm der Straße ihren leichten, leisen Schritt.

## Man lernt nie aus.

Der Nilh Jangtsekiang wird oft in einer Nacht um zehn Meter breiter.

Die Insel Hiddensee verliert fast jährlich einen Landstreifen von über einen Meter.

Um ein Kilo Rosenöl herzustellen, sind in Persien 6000 Kilo Rosenblüten erforderlich.

Die japanische Sprache hat keine Schimpfwörter.

Die Otavianbahn in Südwestafrika hat eine Spurbreite von 60 Zentimeter. Bei einer Länge von 578 Kilometer ist sie die längste Schmalspurbahn der Welt.

Drei- bis viermal so viel Frey leben in Amerika wie in Irland.

Mit Hilfe der rund 3000 über die ganze Erde verstreuten Wetterstationen der meteorologischen Beobachtungsberichte der Oceanographen hat man jetzt festgestellt, daß im Durchschnitt auf der ganzen Erde täglich rund 11.000 Gewitter stattfinden. Die Mehrzahl findet sich aber in der Tropenzone. Die meisten Gewitter, fast täglich eins, hat Mittelamerika, Kethiopien hat 20 im Jahr, Italien 10 bis 50, Paris nur 7.

Das Hauptnahrungsmittel der Tibeter ist Butter, deren Beliebtheit mit dem Alter wächst. Die größte Teilkatze ist 40 Jahre alte Butter.

## Allerlei.

**Ein Kraftwerk aus Ebbe und Flut.** Die Flutmühle war schon im Jahre 1438 bekannt eine Ausnützung von Ebbe und Flut im großen aber ist erst durch die Entwicklung der elektrischen Arbeitsübertragung möglich geworden. Auf diesem Gebiet, auf dem auch deutsche Gelehrte, wie zum Beispiel Geheimrat Rasch in Heidelberg, sich mit Erfolg betätigten, hat man nun in Frankreich einen praktischen Versuch gemacht, über den die Wiener Geographische Gesellschaft in ihren Mitteilungen berichtet. Die Societe financiere pour l'industrie hat dabei die natürliche Beschaffenheit der Küste in der Bretagne und in der Normandie benutzt, die mit ihren zahlreichen Einschnitten die Schaffung von Staubecken und Staumdämmen sehr erleichtert, wie sie zur Regulierung der durch die Gezeiten hervorgerufenen Niveauschwankungen notwendig sind. Zunächst hat man nördlich von Brest im Mündungstrichter eines kleinen, sich ins Meer ergießenden Wasserlaufs ein solches Werk angelegt. Die mögliche mittlere Kräfteerzeugung wird auf monatlich 1300 Pferdestärken im Sommer, 2100 Pferdestärken im Winter geschätzt.

**Ein Flugzeug für 100 Personen.** Die Janterswerke sind zurzeit mit dem Bau eines Reiseflugzeuges beschäftigt. Das Flugzeug soll eine Länge von 128 Metern erhalten, von vier Motoren angetrieben werden und aus einer einzigen Flügelfläche bestehen. Hinten in dem Flügel sind Räume für die Post, Fracht, Vorräte und für dienstfreie Mannschaften angeordnet. Im vorderen Teil befinden sich die D-zugartigen Kabinen mit Oberlicht, Fenstern und elektrischem Licht für 100 Fluggäste. Die als Höhensteuer dienenden Flächen des Flugzeuges enthalten Speise- und Aufenthaltsräume. Der neue Typ soll namentlich für Flüge über den Ozean dienen.

**Die Zahl der Briefmarken.** Manche Leute haben das Briefmarkensammeln aufgegeben, weil seit dem Weltkrieg die Zahl der neu ausgegebenen Briefmarken so groß ist, daß sie an der Erreichung einer Vollständigkeit verzweifeln. Andererseits sind viele neue Sammler hinzugekommen, weil es jetzt verhältnismäßig leicht ist, auch eine größere Zahl Marken zusammen zu bringen. Von der Einführung der Briefmarken (1840) bis zum Weltkrieg waren rund 20.000 verschiedene Briefmarken erschienen; vom Weltkrieg bis jetzt rund 20.000. Früher entfielen also auf ein Jahr 400 neue Marken, seit dem Weltkrieg aber auf jedes Jahr 1666. Wenn es in diesem Tempo weitergehen sollte, wird allerdings kein Sammler mehr nachkommen können. Deshalb haben schon jetzt viele sich auf einzelne Länder oder Gebiete spezialisiert.

## Weiteres.

**Das Wunderkind.** In einer Gesellschaft ist von einer Dame die Rede, deren Schönheit ebenso unlangbar ist wie ihre geistige Harmlosigkeit. Plötzlich sagte einer ihrer Jugendfreunde zur allgemeinen Ueberraschung: „Wissen Sie denn nicht, daß Frau Lu als ein Wunderkind begonnen hat?“ „Wie?“ „Nun, sie war mit fünf Jahren schon genau so klug wie mit siebenundzwanzig.“

**Der Landarzt A.** karamboliert in einer engen Kurve mit seinem Auto mit dem Wagen des Bürgermeisters von C. Der Landarzt: „Oh, Entschuldigung, Entschuldigung. Aber ich muß nämlich grad zu einer Entbindung, und da hatte ich es schrecklich eilig.“ Der Bür-

germeister: „Na ja, aber wie wär's, wenn man auch ein wenig deryer gedächte, die schon auf der Welt sind?“

**Freundnachbarlich.** Ein Bauer stand vor Gericht, weil er seinen Nachbar schwer beleidigt und verleumdet hatte. „Haben Sie den Kläger einen Schurken und Lügner genannt?“ fragte der Richter den armen Sünder. — „Ja wohl.“ — „Haben Sie ihn auch einen Dieb geheißen?“ forschte der Rasi weiter. — „Nein, Herr Richter, das habe ich leider vergessen.“

**Die Tante.** Willidens Tante ist zu Besuch. Willi hat Gelegenheit, abends die Tante beim Zubettgehen zu belauschen. Tante hängt ihre Foppe an die Wand. Als sie am andern Morgen wieder im vollen Schmud ihrer Stasyloden erscheint, fragt Willidens: „Nicht wahr, Tante, du trägst nur nachts Foppe?“

**Frage und Antwort.** „Haben Sie mein hübsches Fräulein schon gesehen?“ — „Nein, haben Sie denn wei?“

**Freigebig.** Sie (in Tränen): „Du hast das Versprechen gebrochen, das du mir gegeben hast!“ — Er: „Weine nicht, Schatz! Ich gebe dir ein anderes!“

**Beim Zahnarzt.** „Warum schreien Sie denn so, Mann? Ich habe ja den Zahn noch gar nicht angerührt!“ — „Nein, Herr Doktor, aber Sie haben auf meinem Hühnerauge.“

**Pech.** Mein Freund Wilhelm ist etwas schüchtern und verlobt. Seine Braut, Privatsekretärin von Beruf, sieht sich gut mit der Familie ihres Chefs und fährt in freien Stunden gern dessen Baby in den englischen Garten. Wilhelm begleitet sie. Eines Mittags sitzen sie gerade auf einer Bank: da kommt Wilhelms alter Religionslehrer daher und steuert geradewegs auf ihn zu: „Du bist ja schon verheiratet, mein Sohn.“ „Beginnt er leutselig strahlend, „das ist wohl deine Frau?“ — „Nein.“ stottert Wilhelm und sieht die Röde in den Wangen aufsteigen, „das ist meine Braut.“ — und als sich Hochwürdens Miene plötzlich verdüstert, sängt er schnell hinzu: „Das Kind ist aber von ihrem Chef.“ — Wilhelm kann sich heute noch nicht erklären, warum der Herr gnädig und mit empörtem Blick von dannen ging.

## Rätsel-Ged.

Silberträsel.

Aus nachstehenden 35 Silben sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben von oben nach unten gelesen ein Zitat aus „Torquato Tasso“ ergeben.

a an be cri de di e hör i las le man on os ot pa pel ri ro sal scheid se ste sten tem ten ti ti to tum ur vogt wat zi zi.

Die Wörter haben folgende Bedeutung:

1. Selbständigkeit; 2. Blume; 3. Sozialist; 4. italienischer Dichter; 5. ältestes Christentum; 6. öffentliches Organ; 7. venezianischer Maler; 8. Geisteschwacher; 9. deutscher Maler; 10. heiliges Gebäude; 11. westfälische Stadt.

**Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:**

**Geheimchriftsrätsel.** 1. Ganges; 2. Eider; 3. Njemen; 4. Caybrat; 5. Piller; 6. Altmühl; 7. Regen; 8. Elster; 9. Tessin; 10. Sabel — Genesareth.

**Anagramm.** Helm — Ampel — Bast — Selma — Edem — Kame — Kette — Elise — Insel — Wink — Hakenbein — Grid — Regal, Ziehung — Emil — Roger „Hab Sonne im Herzen!“